Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte

Band: 11 (1931-1932)

Heft: 10

Rubrik: Kultur- und Zeitfragen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 23.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Nationalismus, und der Mann, der als Ministerpräsident von öffentlicher Rammertribune herab erklärte, der Artikel 19 der Bolkerbundsatungen konne auf die gegenwärtigen Grenzen ber europäischen Staaten feinerlei Anwendung finden, ift wohl wie kein anderer geeignet, den Bankrott der Abruftungskonferenz zu sichern. Denn außer dem unbestimmten, dehnbaren, in seinem Besen verlogenen Begriff ber "Sicherheit" gibt es in der berühmten Trilogie Herriots noch den des "Schiedsgerichts", beren Organisation die Abrustung erst ermöglichen soll: nun aber gibt man sich in Rreisen, die dem Rriegsminister Tardieu nahe stehen, alle Mühe, um ben Schiedsgerichtsgebanten in seiner gegenwärtigen Form zu entwerten, und zwar unter hinweis auf die Urteile des haager hofes, die als "parteiisch" und "beeinflußt" hingestellt werden. Ein raditales Abendblatt, der Pariser "Soir", machte die sensationelle Enthüllung, die amtlicherseits unwidersprochen blieb, daß nämlich der Richter, der durch seine Haltung die französische These in der Anschlußfrage wenigstens zum Teil rettete, diese "Gefälligkeit" durch das frangösische Bersprechen ber freien Sand Japans in ber Mandichurei erwies, und daß ohne eine solche diplomatische Intervention der Anschlußgedanke im Haag triumphiert hätte! Man weist auf andere Erkenntnisse hin, so etwa in der "Lotus"frage, in der Bonen angelegenheit: nie habe Frankreich vor biefer Inftang "Recht" bekommen, und es sei im höchsten Grade bedenklich, lebenswichtige Angelegenheiten wie etwa bie Interpretation bes Doungplanes, wie von mehreren Seiten angeregt mar, bem hofe zu unterbreiten. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß auch dieses Glied ber berühmten Trilogie, das bald an die erste, bald an die zweite Stelle geset wurde, praktisch keinen größeren Wert besitt als den einer rednerischen Floskel, zumal trot aller "Generalatte" und "Fakultativklaufeln", beren Ratifizierung man mit großem Stolz verkundet, die rein politisch en Streitfragen der Buftandigfeit des Hofes entzogen sind. Wir kommen damit auf die Grund- und Rardinalfrage zurud, um die herum der Rampf sich immer schärfer zuspitt, und die schließlich am Anfang wie am Ende aller frangofischen wie europäischen Politit fteht: bas Berfailler System, das fürzlich noch, ohne es zu nennen, der französische Ministerpräsident Pierre Laval in seiner Regierungserklärung mit den allgemeinen Worten "Recht", "Pakte", "Konventionen" umschrieb. Es ist in durren Saten bas gleiche, was der raditale Führer Berriot in seiner pathetischen Beise hinausschrie, was der Sozialist Paul-Boncour nicht mude wird, zu betonen: Frankreichs "Recht" ift die Unwandelbarkeit von Versailles, ein Begriff, an dem die Welt zerschellen wird, wenn nicht in letzter Minute die Einsicht kommt. Manche Anzeichen beuten barauf bin, bag an ber Schwelle biefes Jahres ber Enbfampf beginnt: es wird beshalb schicksalhaft sein, wie kaum eines zuvor.

Paris, Ende Januar 1932.

A. Büß.

Kultur-und Zeitfragen

Sklaven der Zeit.

Zeit ist Geld, muß Geld bringen, jede Stunde, Minute und Sekunde.

Unangreifbar wie ein Naturgesetz steht diese wirtschaftliche Weisheit über den letten Jahrzehnten. Der rückschauende Blick hat den Eindruck eines Schwungsrades, das sich immer schneller dreht, immer höhere Geschwindigkeiten erreicht, ansgetrieben von der Sucht, in jede Sekunde so viele Umdrehungen als möglich hineinsupressen. War einst die Stunde das Maß der Tage, so wurde es die Sekunde, aufgespalten und zersplittert in Zehntel, Hundertstel und Tausendstel.

Der Refordwahnsinn verdarb Technik, Sport und Spiel. Für Wenige wurden die kleinsten gewonnenen Zeitsplitter wirklich zu Geld, zu viel Geld sogar. Und man beging die unglaubliche Geschmacklosigkeit, diese Rekordorgien Olympische Spiele zu tausen.

Aber es geschah viel Schlimmeres.

Ein smarter Zeitgeier kam auf die Idee, die bei der Arbeit absallenden Zeitsplitter zu sammeln und ihren Geldverlust nachzurechnen. Aus den Riesenzahlen, die er zusammenbrachte, destillierte er eine neue Weisheit: was der Arbeiter an der Orehbank, an der Schreibmaschine oder am Kontobuch tut, muß mechanisiert, nachgerechnet und mit der Stoppuhr kontrolliert werden. Wird der Finger beim Ergreisen des Orehstückes, des einzuspannenden Papiers oder des umzuwendenden Kontoblattes so und so gekrümmt, der Arm so und so bewegt, dann werden so und so viel Tausendstel, Hundertstel und Zehntelsekunden erspart, was im Tag so und so viel ganze Sekunden und Minuten, im Jahr so und so viel Stunden und Tage, Oollar oder Pfund, Mark oder Franken ergibt. Der Betrieb wird "leistungs-sähiger", will heißen "konkurrenzsähiger", das Produkt billiger, der Absah größer, und — die Dividende höher. Bersteht sich, das ist ja die Hauptsache, sonst hätte der ganze Zauber keinen Sinn. Zu den Maschinen aus Stahl und Eisen kamen Maschinen aus Fleisch und Blut, abgerichtete Automaten, deren Glieder und Geslenke sozusagen nur in Schienen lausen dursten.

Gelbhunger multipliziert mit Zeithunger.

Und nun schien es erst herrlich zu werden auf unserm Planeten. Vom Auto mit seinen sechzig Durchschnittskilometern gings zum Flugzeug mit hundertzwanzig. Das Stratosphärenflugzeug wird uns dreihundert oder sechshundert bescheren. Man darf das Beste hoffen. Der arme Zweifüßler wird zum Burm, der sich unter Gummirädern windet.

Aber eins ist doch merkwürdig. Je mehr wir aus den Sekunden quetschen, besto weniger Zeit haben wir. Selbst zur Arbeit reicht sie nicht mehr recht, weil der Tag mit allem möglichen vollgestopst wird. Wir essen kaum mehr, wir schlingen und lesen dabei: mit der Suppe nationalrätliche Reden, mit Fleisch und Gemüse das Reparationsproblem, der Käse erinnert uns an den Mandschureikonslikt, der zwar auch nicht gut riecht, aber den Japanern um so besser bekommt. Und mit dem Veltliner wird der Arger über den jüngsten Börsenbericht hinuntergespült.

Wo blieb das Paradies, das uns die Zeitjäger versprachen?

Zweiundzwanzig Millionen Menschen hat die rasend gewordene Wirtschaftsmaschine ausgespien, Menschen, denen Zeit nicht mehr Geld ist, sondern tatenloses Warten, Verlust und Armut. Zwischen den müßigen Händen zerrinnt ihnen etwas Unwiederbringliches: das Leben.

Die Phantasmagorie des Geldes schwindet:

Beit ift nicht Geld, Beit ift Arbeit und Leben!

Wir wußten es nur nicht mehr. Wie könnten wir sonst sagen: die Zeit tot- schlagen? Nur Lebendiges kann man totschlagen, nicht das Geld.

Und die vierundvierzig Missionen müßiger Hände sind gezwungen, ihr Leben, ihre Kraft, ihr Wollen und Können totzuschlagen, ausgestoßen von einem lebensseindlich gewordenen Organismus. Denn all die Missiarden Splitter, welche der Zeit abgesistet und ausgepreßt wurden, rauben den Arbeitssosen Leben und Wirken, rinnen wie Sand ins Wirtschaftsgetriebe, daß es kreischt und ächzt und ganz stillzustehen droht.

Rationalisierung ohne ratio.

Wird die ungeheure Aufgabe gelingen, den zweiundzwanzig Millionen mit der Arbeit den Lebensinhalt wiederzugeben?

Wir mussen bei uns selber anfangen, wieder Zeit haben wollen, aus Zeitmaschinen wieder Menschen werden. Es gibt ein so einfaches Mittel dafür, daß man sich fast schämt, es zu nennen: keine Zeit an Wertloses und Nichtiges ver-

Zum Wertlosen gehört vor allem der heutige Sportbetrieb, nicht weil der Sport an sich wertlos wäre, sondern weil die Masse, welche zu den Wettkämpsen strömt, eine falsche Einstellung zu den Kämpsern hat. Im Altertum, bei den kretischen Stierspielen oder den olympischen Spielen der Griechen, konnten Zuschauer und Spieler jederzeit die Rollen tauschen, weil Körperstählung Teil der Gesamterziehung, nicht Selbstzweck war. Unsere Zuschauer genießen die Wettspiele etwa wie die alten Kömer die Kämpse ihrer Gladiatoren oder die Spanier ihre Stierkämpse: mit einer kalten Gier nach Sensation und Nervenkisel. An blutigen Nasen, schwizenden Fußballern und stürzenden Radlern befriedigt sich die heimliche Grausamkeit der Menge.

Es ist ferner auch gar nicht nötig, jeden Abend mit etwas anderem totzusschlagen. Lärm und Tanz, Plattheit und Erotik, Zweis und Eindeutigkeiten sind Betäubungsmittel, Flucht vor sich selbst, Furcht vor der inneren Leere. Man weiß nichts mehr mit sich selber anzusangen.

Streichen wir das Nichtige und Nutlose aus dem Sekundenplan unserer Tage, dann bleibt uns auch Zeit übrig für das Wertvolle, das Besinnen, das aus der Rücksschau zum Borwärtsschauen führt, von der Ausschau zur Selbstschau. Viel Törichtes bleibt dann ungetan, viel Leid und Reue wird erspart. Aus der äußeren Zusammensballung der Menschen auf Sportplat und Tanzdiele würde die innere Gemeinschaft, welche allein fähig wäre, den Weg aus dem Chaos zu sinden.

Aus Stlaven der Zeit sollen wir Meister unserer Zeit werden. Und das heißt nichts anderes als Meister werden über unser Leben und das unserer Gemeinschaft! Hermann Wiedmer.

Jum Gothe=Gedenken.

Der schweizerische Aufruf für eine Goethespende in Erinnerung an die im März dieses Sahres hundertste Wiederkehr von Goethes Todestag ist murbig abgefaßt und die Sammlung sicher Aller Zustimmung gewiß. Der tätige Ausschuß hat sich große Mühe gegeben, eine stattliche Anzahl von Männern im vordersten Range zur Unterzeichnung des Aufruses zu gewinnen, und darunter eine erstaunliche Menge aus der welschen Schweiz, sogar solche, die keineswegs als Bewunderer des Deutschtums anzusprechen sind. Aber auch sonst wußte man nicht, daß bei ben hohen herren der Politit und Wirtschaft so viele Goethefreunde zu finden seien. Nach Außen ist so eine erfreuliche schweizerische Kundgebung zu Stande gekommen und schließlich ist nicht erforderlich, daß nur wahrhaftige Goetheverehrer, die bestrebt sind, in seine Werke und sein Wesen einzudringen, einen solchen Aufruf unterzeichnen. Es genügt die edle Gefinnung. Aber einer Auslegung, an welche bei mancher Unterschrift zu benten ist, möchten wir von unserer Stelle aus vorbeugen. Sie liegt im Zuge der Zeit und verbindet sich gerne mit dem Namen Goethe, nämlich daß es sich bei ihm um die Feierung des übernationalen, bes von ben Schranken eines bestimmten Boltstums freien großen Menschen schlechthin handle. So möchte sich leicht das Schauspiel wiederholen, das man vor vierzehn Jahren bei der Lutherseier erleben konnte, als es möglich war, dem großen religiösen Erneuerer im Basler Münster zwei Stunden lang zu huldigen, ohne mit einem Worte zu sagen, daß er ein Deutscher war. Goethe war so gut ein Deutscher, als Dante ein Italiener und Cervantes ein Spanier waren. Sie alle brachten die Eigenschaften ihres Volkstums zu einem höchsten Ausdruck. Wenn gerade Goethe am allermeiften die vermeintlichen Grenzen seines Bolkstums überschritten und sich zum rein Menschlichen (heute gleich Internationalen) entwickelt zu haben scheint,. so liegt das eben in der Beite des Deutschtums überhaupt. Goethe mar nie etwasanderes als ein Deutscher schlechthin, freilich kein Nationalist, wie man heute sagt, aber so wenig etwa der "Europäer" als Jakob Burckhardt je aufgehört hätte, ein Basler zu sein, um in ein angeblich höheres Europäertum überzugehen. Dieses mag eine Zuslucht für die Heimatlosen sein, die mit keinem Boden und keinem Bolke verwurzelt sind. Daß die Werke jener Großen nicht nur sür ihr Volk, sondern darüber hinaus Bedeutung haben, ist eine ganz andere Sache.

Nur zwei Belegstellen dafür, wie Goethe selbst sich seiner Deutschheit bewußt war; am stärksten begreislich damals, als er unter einem fremden Volke, in Italien, lebte. Aus Kom schreibt er am 1. November 1786: "Die Begierde, dieses Land zu sehen, war überreis: da sie befriedigt ist, werden mir Freunde und Vaterland erst wieder aus dem Grunde lieb." Und am 21. Februar 1787 sagt er von sich und Tischbein: "doch können wir als echte Deutsche uns nicht losmachen von Vorsätzen und Aussicht auf Arbeit."

Wer also Goethe sagt, sagt damit deutsch in einer seiner höchsten Bollendungen. Wir denken, das dürse und müsse in Zeiten wie den gegenwärtigen zum Ausdruck gebracht werden. Gerhard Boerlin.

Bücher Kundschau

Bur Abruftungskonferenz.

Werner Näf: Abrüstungsverhandlungen im Jahre 1831; Haupt, Gern, 1931; 104 S.

Alles wiederholt sich. Aus ähnlichen Erwägungen, wenn auch unter anderen Berhältnissen und mit z. T. vertauschten Rollen sind schon vor hundert Jahren von den Großmächten Bestrebungen zu einer Beschränfung der Küstungen versfolgt worden, wie wir sie heute erleben. Es ist gut, in der Geschichte zu blättern. Man besommt dann den nötigen Abstand von den gegenwärtigen Dingen, vermag ihre Zeits und Augenblicksbedingtheit zu ermessen und vergist darob nicht die Wirklichkeit und ihre treibenden Kräfte.

Aus der Schrift von Raf lernen wir die Einstellung der damaligen Großzur Frage einer Rüstungs= beschränfung, ihre Beweggrunde und ihr Verhalten im einzelnen fennen. Bur allgemeinen Haltung schreibt Räf: "Es sind die liberalen, fortschrittlich be= wegten Westmächte, die realpolitischer Haltung geneigt sind; Realpolitit im Sinne interessegemäßer Allianzen, Realpolitit im Sinne vorteilhafter Berände= rungen, im Sinne verändernder Bewegung, was beim Aktionsflügel dabin führte, mit dem Krieg als Mittel zu rechnen, ja ihn zu wünschen. Es waren gegenteils die konservativen Mächte, die

die Gedanken friedlicher Organisation, zwischenstaatlichen Vertragsrechtes, des Verzichts auf kriegerische Mittel trugen." Entsprechend finden wir das Ofterreich Metternichs als Hauptbefürworter einer Einschränkung der Rüstungen. Ofterreich vor allem ist Nutnießer der Verträge von 1814/15; diese sind ihm günstig, ge= währleisten ihm einen ruhigen Besit= Metternich will dieses öster= reichische Interesse zu einem europäischen Interesse ausweiten. Er sieht Ofterreichs Beil im Siege von Grundfagen, die als allgemein gültig und verbindlich anerfannt und erflärt werben. Es find bas vornehmlich die Heiligkeit der Berträge und ber Wille jum Frieden. sollen die fünf europäischen Großmächte sich zu gemeinsamer Beratung am grünen Tisch vereinigen und vor aller Welt bekunden, daß sie an den bestehen= den Verträgen festzuhalten und den Frieden zu mahren bereit seien. Es schwebte Metternich die Schaffung einer dauernden Zentralstelle für europäische Angelegenheiten vor; schon 1815 war auf ber Pariser Konferenz der Borschlag gemacht worden, Metternich zum Dank für seine Dienste den Titel eines "Generalsetre= tars von Europa" mit angemeffener Bejoldung zu verleihen. Angesichts der politischen Unsicherheit der Zeit hatten nun alle festländischen Großmächte mili=